

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

30.3.1919 (No. 13)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 13

Karlsruhe, Sonntag, 30. März

1919

Inhalt: Chlodwig Hohenlohe. Zu seinem 100. Geburtstag am 31. März. Von Dr. Franz Schnabel. — Selbsterlösung. Von R. A. Maier, Knielingen. — Albtalerinnerungen aus alter und neuer Zeit. Von Bened. Schwarz. — Das Häuschen. Skizze von E. W. Trojan.

Chlodwig Hohenlohe.

Zu seinem 100. Geburtstag am 31. März.

Von Dr. Franz Schnabel.

Zum letzten Male ist der dritte Kanzler des deutschen Reiches im Mittelpunkt der öffentlichen Debatte gestanden, als vor zwölf Jahren sein Sohn, der auch in den jüngstvergangenen Monaten wieder vielgenannte Prinz Alexander von Hohenlohe die Denkwürdigkeiten seines Vaters herausgegeben ließ. Der greise Kanzler hatte kurz vor seinem, im Juni 1901 erfolgten Tode die Niederschrift seiner Memoiren begonnen, und der mit der Edition der hinterlassenen Papiere beauftragte Straßburger Theologe Friedrich Curtius war dann in der Auswahl der jüngsten Stücke etwas weitherzig verfahren, so daß nun die breite Öffentlichkeit gar manches Merkwürdige über das „persönliche Regiment“ des jungen Kaisers erfährt und im einzelnen sich davon unterrichten konnte, wie es möglich gewesen war, daß hier der unerfahrene Monarch einen Bismarck wegschicken durfte und sich widerspruchslos auf dem Siege niederlassen konnte, den eben noch Deutschlands größter Staatsmann innegehabt hatte. Die scharfe und persönliche Art, mit der die kaiserliche Ungnade auf die Kompromittierung antwortete, erhöhte nur noch die Sensation des Vorganges; aber leider verblieb es entsprechend dem Charakter unseres damaligen öffentlichen Lebens durchaus bei dem Sensationellen, und auch die Berufenen wurden selbst damals nicht nachdenklich und aktiv. Man zog sich behaglich und hämisch die Rosinen aus dem Kuchen und ahnte nicht den tiefen, bitteren Ernst, der aus den Aufzeichnungen des Fürsten sprach. Erst heute, wo die Frucht der Versäumnisse und des jahrzehntelangen Schweigens so blutig aufgegangen, ist es offenkundig, wie mitschuldig der größere Teil der Wissenden gehandelt hat und wie geistig hilflos er einem politisch-historischen Werke, wie es die „Denkwürdigkeiten“ Hohenlohes waren, gegenüberstand. Denn auch die reiche Fülle geschichtlicher Erkenntnisse, die aus der Veröffentlichung zu entnehmen war, blieb in den anschließenden Diskussionen damals so gut wie ungenutzt, und man verschmähte es, in den Zeiten politischen Niederganges und mangelnder staatsmännischer Kräfte sich das Bild eines süddeutschen Staatsmannes aufzubauen, der einer vergangenen, größeren Generation angehörte und wenn auch selber kein Wegbahner, so doch ein selbsttätiger Mitschöpfer in Deutschlands großer Zeit gewesen ist. Und wenn man heute, wo man an die Liquidierung der alten Zeit gegangen und vielfach auch darüber schon hinausgeschritten ist, mit Recht der Kleinheit der Epigonen klucht, so mag es doppelt Pflicht sein, auch jene politische Weisheit wieder zu suchen, die in dem Abgrund der jüngsten Jahrzehnte restlos vergendet und verlor wurde. Das alte Deutschland von 1848 und 1870 hat viele Willensrichtungen und Meinungen gegeneinander wirken und kämpfen sehen, aber in allen war die selbstlose Hingabe an das größere Ganze oberstes Gesetz; und unter den Trägern dieser Art deutscher Politik erscheint Fürst Chlodwig Hohenlohe als einer der edelsten und vornehmsten Repräsentanten.

Daß der Sprosse eines reichsfürstlichen Geschlechtes Dienste in einem deutschen Partikularstaate nahm, war schon gleich am Eingange von Hohenlohes Laufbahn ein besonderes Zeichen und etwas Ungewöhnliches im alten, vormärzlichen Deutschland. Der deutsche Hochadel, den der Sturm der napoleonischen Kriege entthront hatte, war ja durch den Zwang der Verhältnisse im allgemeinen zu politischer Untätigkeit verdammt und auf die Bewirtung seiner Güter hingewiesen. Denn die Einordnung in kleine Staaten, die selbst erst durch eine Art von Fürstenrevolution über den zusammengefunkenen Herrschaften der weltlichen Mächtigen sich emporgelassen hatten, war den Mediatisierten durch die peinliche Erinnerung an alles, was geschehen, unmöglich gemacht; und das größere deutsche Vaterland, dem sie hätten dienen können, war noch nicht da. Dem jungen Hohenlohe, der einen Trieb nach Betätigung und Wirksamkeit in sich verspürte,

widerstrebte dies untätige und fruchtlose Leben einer „mediatisierten Rangeweile“, und so versuchte er nach erledigtem Studium, im preussischen diplomatischen Dienste anzukommen, in der Hoffnung, man werde ihm in persönlicher Rücksicht die vorgeschriebene Dienstleistung bei den Gerichten und in der inneren Verwaltung ersparen. Als König Friedrich Wilhelm III. es aber ablehnte, zugunsten eines Mediatisierten eine Ausnahme zu machen, trat Hohenlohe in der Tat beim Gericht in Koblenz ein und nahm den Spott seiner Standesgenossen hin, die diesen Schritt nicht verstehen konnten: aus einer reichen Familie, die begütert war in Westfalen, Schlesien und Bayern, ohne äußeren Zwang, so gab er die alte Freiheit dahin, weil eine innere Notwendigkeit ihn drängte. Als er dann freilich infolge eines Familienvertrages seine preussische Bestimmung Corvey aufgeben mußte und dafür die bayerische Herrschaft Schillingssfürst übernahm, blieb ihm nichts anderes übrig, als den preussischen Staatsdienst zu quittieren, und so der bayerische Dienst für einen Mediatisierten, zumal wenn er von Preußen kam, keinen Platz bot, so war doch das Leben des Gutsheeren, dem er hatte enttrinnen wollen, schließlich sein Los.

Nur seine Stellung als Reichsrat der Krone Bayern gab ihm eine geringe Möglichkeit der politischen Betätigung. Er nahm Anteil an den Bestrebungen des vormärzlichen Liberalismus, denn er dachte innerlich frei und war als Sohn eines alten katholischen Geschlechtes in einem Elternhause aufgewachsen, in welchem der josephinische Geist der Aufklärung lebendig gewesen war. Und er begegnete dem Liberalismus der Zeit auch in dem harten Urteil über die Regenten, deren Unfähigkeit er mit dem scharfen Auge des in seiner Herrschaft Enterteten erkannte. Aber politisch liberal im eigentlichen Sinne war er freilich nicht, und was ihn dem Liberalismus nahebrachte, war letzten Endes doch vor allem die Erwägung, daß in diesem der sichere Träger der nationalen Einheit geboren war. Denn das deutsche Empfinden und die gesamtdeutsche Stimmung tritt in Hohenlohes politischen Äußerungen frühe und klar zu Tage, und wenn er in seiner Stellung zum preussischen Sonderstaate über die Vorurteile seiner Standesgenossen hinweg sah, so bewahrte er sich doch andererseits den besonderen Vorteil seines Standes, der ihn über die Gegensätze des deutschen politischen Lebens hinaus hob und der — wie einst den Größten der Mediatisierten, den Freiherrn vom Stein — auch ihn aus der Abneigung gegen die Kleinfürsten zum Gedanken der Einigung hinführte. So erwuchs die besondere politische Individualität dieses Mannes: ein süddeutscher Reichsrat, der nicht tatenlos zurückstand und auch nicht den Habsburgern hulldigte, sondern auf den Sieg der preussisch-deutschen Idee hoffte und auch bereit war, um dieser Idee willen Staatsdiener zu werden. Zwar will es nicht viel heißen, daß Hohenlohe in die Dienste der 1848er Gewalt trat und von dem Reichsverweser Erzherzog Johann den Auftrag einer Reichsgeandtschaft übernahm, um für die Zentralgewalt den völkerrechtlichen Verkehr mit dem Papste und dem Oricchenkönig Otto, einem bayerischen Prinzen, anzuknüpfen. Gerade seine Stellung als Mediatisierter wies ihn auf die neue Reichsgewalt, die sich da bildete, hin, wie ja auch andere Mitglieder des Hochadels, beispielsweise der Fürst von Leiningen dem Erzherzog Johann dienten. Und man kann auch nicht sagen, daß Hohenlohe damals schon für den Gedanken des kleindeutschen Reiches tatkräftig geworben habe. Aber eben seine Teilnahme an der kurzlebigen Frankfurter Regierung, und dann seine große Reichsratsrede vom November 1849, in der er zum ersten Male die Einheit unter preussischer Führung forderte, machten ihn für den bayerischen Staatsdienst unmöglich.

Dem kurzen Intermezzo der Betätigung von 1848 folgten daher nochmals siebzehn lange Jahre unfreiwilligen Landlebens, bis es Hohenlohe möglich wurde, an entscheidender Stelle eine seinen Ehrgeiz und seinen Drang nach Tätigkeit befriedigende Aufgabe zu erlangen und die Wege der werdenden deutschen Einheit von sich aus zu lenken. Erst als der Krieg von 1866, vor dessen Beginn er eindringlich, aber vergebens für das Bündnis Bayerns mit Preußen gesprochen hatte, die deutschen Dinge nahe vor die Entscheidung führte und als die Ereignisse ihm recht gegeben hatten, war seine Zeit gekommen. Die Berufung Hohenlohes an die Spitze der bayerischen Regierung bedeutete bei seinen ausgeprägten Anschauungen für Bayern einen entscheidenden Schritt auf die Bahn der kleindeutschen Reichsgründung, und es ist von dem Geschichtsschreiber seines Ministeriums, R. A. v. Müller, eingehend dargestellt worden, wie schwer und zögernd man sich in Bayern zu der grundlegenden Schwendung bewegen ließ. Einzige

und allein der junge König Ludwig II., der, unglücklich über die erfolglose Kriegspolitik seines Ministers v. d. Pforden, nun Vertrauen zu der klugen und ritterlichen Persönlichkeit des Fürsten faßte, stand hinter Hohenlohe und seinem Programm, das sofortige Verhandlungen mit Preußen und womöglich Beitritt zu dem sich bildenden norddeutschen Bunde mit weitgehender Autonomie des Südens plante. Aber die Widerstände im Lande und in den Kammern waren groß, und so ließ die schmiegsame und ausgleichende Natur Hohenlohes sich zu Kompromissen mit den partikularistischen Widerständen herbei: es sollte einstweilen nur die bestehende, nach Königgrätz rasch geschlossene Allianz mit Preußen innerlich vertieft und durch wirtschaftliche und militärische Angleichung ausgebaut werden. Hohenlohe wußte, daß sein altes Programm das bessere war; aber er wollte nach so langem Warten nicht doch noch scheitern und fühlte sich berufen, Bayern auch so den entscheidenden Weg zu führen, der ohne ihn nicht so leicht gefunden wurde. Und er konnte sein Zurückweichen auch sachlich rechtfertigen; denn er war, und nachher als berufener Hüter der bayerischen Selbständigkeit erst recht, von Ueberzeugung föderalist und konnte die unitarische Wendung, die Bismarck schon der norddeutschen Bundesverfassung gegeben hatte, nicht mitmachen.

Am letzten Tage des Jahres 1866 erfolgte seine Ernennung. Sie geschah nicht unter glücklichem Stern, denn eine Partei hatte er nicht hinter sich und eine aktive deutsche Politik konnte nur sehr vorsichtig eingeleitet werden. Die fühle und kluge Art Hohenlohes war dazu wie geschaffen: er konnte nicht leidenschaftliches Vorwärtsdrängen, er wirkte nicht blendend und forttreibend für das einzige Ziel, sondern er verstand die bestehenden Kräfte und die partikularistischen Widerstände abzuschätzen und nahm den entgegenstehenden Willen des Königs und des Landes als gegebene Größen an. So führte er zu keinen Ueberraschungen, aber auch zu keinen Enttäuschungen und wirkte durch Vorbereitung und durch Gewöhnung für das kommende, wenn auch sehr föderalistische Reich. Er verhandelte in den folgenden Jahren mit den anderen süddeutschen Staaten über den weiteren Bund, setzte den Beitritt Bayerns zu dem reorganisierten Zollverein durch der mit dem Zollparlament zum ersten Male eine parlamentarische Gesamtvertretung Deutschlands schuf, und er scheiterte nicht an diesen Fragen seiner deutschen Politik, sondern auf kirchenpolitischem Gebiete: eine liberale Schulgesetzvorlage verschaffte ihm die Feindschaft der inzwischen zur Mehrheit in der Kammer gelangten Klerikalen, und als er in der Angelegenheit des vatikanischen Konzils, die ihm als freiem Katholiken sehr nahe ging, die europäischen Höfe durch eine Zirkularnote zu einer gemeinsamen Aktion einlud, zog er sich das Mißtrauensvotum der Kammer zu und ging freiwillig im Februar 1870.

Die vorbereitende Arbeit, die er in Bayern für die deutsche Einigung geleistet hatte, trug dann nachträglich in den entscheidenden Tagen vor Paris ihre Früchte: darin liegt die eigentliche schöpferische und staatsmännische Leistung des Fürsten Chlodwig Hohenlohe und darin seine geschichtliche Bedeutung. Die Jahrzehnte im Dienste des neuen Reiches, die nachher kamen und die ihn als Volschaster nach Paris und als Statthalter nach Straßburg und schließlich in hohem Alter noch auf den Posten des Reichskanzlers führten, waren an Erfolg und Gehalt doch nur das schwache Ausklingen dieser größeren Vorzeit. Seine fühle und leidenschaftslose Natur steigerte sich mit fortschreitendem Alter immer mehr zu lenkbarer Schwäche, und schon in seiner Straßburger Zeit wirkte er fast nur noch repräsentativ und ließ sich von seiner Beamtenchaft in den Bahnen führen, die sie von seinem Vorgänger Manteuffel übernommen hatte. Bekannt sind heute die Fehler dieses Systems, das nach preukischer Tradition ganz und gar auf die Besitzenden sich stützen wollte und darum die französisch gesinnten Notabeln begünstigte, ohne sie doch gewinnen zu können. Hohenlohe, der in seinen besten Tagen so staatsmännisch klug und so verständnisvoll neben der gesamtdeutschen Idee seine eigene süddeutsche Art und die süddeutschen Interessen zur Geltung gebracht hatte, besaß nicht mehr die Kraft, nun auch das schwierige Problem der Reichslande in dieser Weise zu formen; und er selbst erlebte die ersten schwerwiegenden Folgen der begangenen Mißgriffe, als die entscheidenden Reichstagswahlen von 1887 in Elsaß und Lothringen einen gewaltigen Sieg des Protektoratums brachten. Die harmlose Selbstgerechtigkeit dieser Periode ist erst kürzlich wieder aus den „Elsaßer Erinnerungen“ des Nationalökonomien Luso Brentano offenbar geworden, und Hohenlohes Nachfolger gingen dann den gleichen bequemen Weg, der schließlich zu dem Schutthaufen führte, vor den wir uns eines Tages gestellt sehen.

Wie Fürst Hohenlohe als Statthalter nicht mehr die Energie aufzubringen vermochte, seine bessere Einsicht gegen Bismarck und gegen die Militärs zu behaupten, so konnte er nachher, als er noch mit 75 Jahren die Bürde des Reichskanzleramtes auf sich nahm, schwerlich dem jungen Kaiser gegenüber eine eigene Meinung verfechten. Er war dem Monarchen bequem, deckte das persönliche Regiment durch seine verfassungsmäßige Verantwortlichkeit und wurde erst entlassen, als es seines hohen Alters wegen wirklich nicht mehr anders ging. Der sachliche Inhalt dieser sechs Jahre fällt daher schwerlich ihm zur Last. Es war schon eine geschichtliche Ironie, als er, der ehemalige Freund Döllingers, beim Beginn seiner Kanzlerschaft dem Zentrum gegenüber die Bedenken zerstreuen mußte, die aus seiner kirchenpolitischen Vergangenheit etwa entstehen konnten, und seine Aera ist denn auch

als die entscheidende Periode der aufsteigenden Zentrumshegemonie gekennzeichnet. Und dergleichen ist jener grundlegende Fehler unserer Außenpolitik, der in den Jahren seiner Kanzlerschaft eingeleitet wurde und der uns dann zum Verhängnis werden sollte, jene Entfremdung mit Rußland und England zugleich, anderen verantwortlichen und unverantwortlichen Leitern auf Konto zu setzen. Bedauerlich und charakteristisch für die alte Zeit bleibt es immerhin, daß der Fürst aus Loyalität und falsch verstandener Anhänglichkeit an die Dynastie sich in seinem Alter und auf solche Weise für dieses Amt brauchen ließ. Er hat dadurch dem neuen Kurs des persönlichen Regiments erst recht in den Sattel geholfen und den Nachfolgern das Amt unendlich erschwert. Und es bleibt dabei eine tragische Fügung, daß er auf diese Art mitgewoben hat an einem unseligen Geschick, in welchem dann auch das Werk seiner großen Tage und seine eigene geschichtliche Leistung untergehen sollte.

Selbsterlösung.

Von A. A. Maier, Anielingen.

„Die Individuen müssen sich dem Schicksal beugen, niemals aber die Völker.“ — Diesen Satz schrieb Madame de Staël in ihrem so vielgenannten und gekannten Buch „Ueber Deutschland“. Ob es Wahrheit oder Lüge, das ergründen zu wollen mag wohl nie näherliegend gewesen sein als gerade jetzt in unseren Tagen. Die Antwort dürfte zunächst auch wohl garnicht schwer fallen. Denn: wäre je ein Volk gezwungen gewesen, sich tiefer unter das Schicksal zu beugen, als das deutsche es sich jetzt gefallen lassen muß? Schicksal ist es nun einmal zu nennen, was wir alles jetzt ertragen und erdulden müssen. Ob selbstverschuldet oder nicht ist hierbei schon von untergeordneter Bedeutung. Das Schicksal hat uns zur augenblicklichen Ohnmacht verdammt, zu einem Fall und einem Verschlagenwerden, wie es wohl die ganze Welt sich nicht so voll und ganz jemals zuvor auszudenken vermochte. Und das Schicksal nimmt seinen Lauf, und der ist rasend. Und wir möchten uns die Ohren zuhalten und die Augen zu pressen, um nicht zu sehen und zu hören, wie es über uns hinwegbraust und uns in die tiefste, bodenloseste Tiefe hinabschleudert.

Beugen müssen wir uns unter das Schicksal, aber nicht völlig willen- und tatenlos.

Es ist Pflicht und Recht des Selbsterhaltungstrieb, Umschau zu halten und die Geisteskräfte alle mobil zu machen, um den Rettungsanker zu finden, der uns wenigstens vor dem völligen und reißlosen Untergang als Weltvolk bewahrt.

Daß dieser Untergang nach teuflischem Menschenwillen und hart und kalt zugebracht ist, wer möchte heute das noch bezweifeln?

Der eiserne Wille und das eiserne Nein kann allein nur den Auftrieb bilden, der uns das Schicksal ergreifen und uns mit ihm ringen läßt, trotzdem es uns zu erdrücken droht.

Und wenn wir für den Augenblick (und sollte dieser Jahrzehnte dauern; in der Weltgeschichte ist ja auch solche Zeitspanne nur ein Augenblick) die Wahrheit des Germaine-Meder-Wortes, mit dem diese Betrachtung begonnen wurde, nicht zu erkennen vermögen, so möge es dennoch uns eine gute Lehre für unsere Zukunftseinstellung und unser Zukunftswollen abgeben. Völker beugen sich dem Schicksal nicht, so wenig wie ein paar von Nachbarn trankene Gewaltmänner den Geschichten eines Volkes den Dauerlauf zu weisen vermögen. Das ist alles unmöglich und zwar ebenso sehr, wie die Unterwerfung eines Volkes unter ein anderes widernatürlich ist, was ebenfalls schon Frau von Staël treffend aussprach.

Dieses Bewußtsein, daß Völker sich nicht dem Schicksal beugen, vermag emporzuheben, um aufrecht zu stehen in den wirren Strudelwogen wildschäumender, aus den Angeln gehobener Zeitläufte.

Dieses Bewußtsein, verschmolzen mit der Idee der Selbsterlösung und dem festen Willen der Verwirklichung dieser Selbsterlösungsidee. Die alte Spruchwahrheit: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott“, kommt eben mehr denn je zu Sinnen, allerdings in ganz anderer Weise gedeutet, als es geschieht, wenn wahnwitzigen Generalfreies diese Idee unbewußt zugrunde liegt. Aber es ist nun einmal Tatsache, daß die Schule des Genes nur in seltenen Fällen zur Güte erzieht.

Wenn wir aber nach den Mitteln zur nationalen Wiedergeburt Umschau halten, so geschieht dies unbedingt in dem Bewußtsein der Notwendigkeit ureigenster Selbsthilfe und Selbsterlösung aus Sittlichkeit.

Sich selbst entäußernde Resignation nützt nun einmal nichts und die Selbsterlösungsidee muß ihre Wurzeln schlagen auf allen Gebieten unseres Seins. Nicht nur im politischen und wirtschaftlichen Denken und Wollen allein, sondern sogar bis in die religiösen Gefühle und Betrachtungsweisen muß diese Idee hineinreichen.

Es ist nötig, Abkehr zu nehmen von der Idee und Heilandserlösung als solcher ganz einzig und allein. Jesus selbst lehrte die eigenpersönliche Erlösung, die Erlösung von sich selbst aus

dem eigenen Innern heraus. Was konnte er dafür, daß Menschenverstand und Menschenklugheit an dessen Stelle die Lehre von der Erlösung durch seinen eigenen Opfertod gestellt hat? Es ist aber nicht zu verhindern, daß das Unmoralische und Unchristliche solcher Menschensagung in denkenden Kreisen immer mehr begriffen wird. Was Christus lehrte, ist etwas ganz anderes, als dieser unwürdige Fremderlösungswahn. Wohl hat er uns erlöst durch die Gabe, durch das Bringen seiner erhabenen Religion. Erlöst hat er uns durch ihr Vorleben und Vorleben, erlöst hat er uns durch sein Leiden, in dem sein Erlöserglück so ganz und zuinnerst sich offenbarte, und sein Erlöserleben und Erlösersterben berechnete Hermann Hurte zu dem Satz im Wiltseher: „Jede wahre Förderung der Menschheit kommt aus Bethlehem.“

Wie schade, daß er im tiefsten Wesen seiner Erlösermission größtenteils verkannt wurde und heute noch verkannt wird. Damit hängt eng zusammen der erschütternde moralische Zusammenbruch und der Zusammenbruch der ganzen einst künstlich aufgebauten Kirchenlehre, wie ihn die Jetztzeit wieder deutlicher vor Augen stellt. Aber „das ewig Tönende, es schweigt ja nie“, sagt Emil Göltz, und so suchen und empfinden wir auch heute wieder deutlicher „das Ewige allein, das ewig tönt“ und erfahren deutlich genug die Wahrheit vom Buchstabenwort, das uns gilt, solange es tönt, die Wahrheit, daß Menschensagungen alle einmal, später oder früher, ihr Ende finden, während das ewig Tönende (die reine Erlöserlehre) selbst durch die dickste Nacht (und da erst recht) hindurchläutet und läutert.

Ein ewig Tönendes im deutschen Volke wird aber auch einmal die Schmach und Schande genannt werden, die es unverdienterweise (von den Seiten, wo sie herkommt!) durch siegestaumelnde, menschlich-allzu — unmenschliche Feinde heute erleiden muß. Und ewig Tönendes schafft Kräfte. Ungeahnte. Daß aber die Gefühle, die sich um die Staatsidee in sittlicher Kraft und Reinheit gruppieren, auch zum „Ewigen“ zu rechnen sind, das hat uns niemand mit gleich hoher Beweis- und Ueberzeugungskraft gelehrt als Fichte, der den Staat als den von Gott eingesehten Zwingherrn im Dienste sittlicher Freiheit zur allgemeinen Erkenntnis gebracht hat.

Der Gedanke der Selbsterlösung aus der eigenen sittlichen, inneren Kraft heraus ist es, der durch die meisten neuzeitlichen religionsphilosophischen und religionsunterrichtenden Werke hindurchzieht. Der Wille zur Selbsterlösung von allen dunkeln und (welt-)ordnungszerstörenden Gewalten und Elementen ist Gebot und Ausdruck der Göttlichkeit, und so möchte ich den Satz, den Ernst Rieck in seinem Werk „Persönlichkeit und Kultur“ folgendermaßen ausspricht: „Das Wiedererwachen der deutsch-nationalen Religion, des Idealismus, ist unsere Zuflucht und unser Glaube. Die Rettung vor dem absoluten Nullpunkt“ heute umkehren in das Wort: Die Selbsterlösung ist unsere Zuflucht und unser Glaube. Die Rettung vor dem absoluten Nullpunkt.

Ja, von dem selbsteigenen, sittlich-reinen Erlösungswillen allein wird es abhängig sein, ob wir in ferner Zukunft wieder zu dieser inneren und äußeren Höhe emporzusteuern vermögen, zu der wir durch unsere größten Dichter und Denker und die im deutschen Volk schlummernden sittlichen und geistigen Kräfte von Gott berufen sind. Vorhanden sind diese reinen Kräfte in deutschen Landen zweifellos und zum allermindesten in der gleichen Stärke wie bei irgend einem andern Kulturvolk, trotz aller entsetzlicheren Spartaflügel, wie sie sich in Berlin und anderweitig abspielten, und wie wir sie nie bei uns für möglich gehalten hätten. Das „hilf dir selbst“ aus Sittlichkeit geboren, es wird und muß demaleinst die Erlösung bringen, die wir trotz allem immer noch zu erträumen, nein, zu erhoffen wagen, und die dann auch mit Zug und Recht eine göttliche Erlösung genannt zu werden verdient.

Albtalerinnerungen aus alter und neuer Zeit.

Von Bened. Schwarz.

Auf dem ziemlich hohen Berggründen, welcher als Ausläufer des Bernsteins in den Winkel zwischen Alb und Moosalb vorspringt, liegt das Dorf Burbach. Den kalten Nord- und Ostwinden ausgesetzt, sind seine Bewohner ein etwas rauherer Menschenschlag als die benachbarten Albtaler, die im Grunde genommen auch gerade nicht verweicht sind. In den 1890er Jahren habe ich ein paar derbe Bauerncharaktere kennen gelernt, die einem Hansjakob, wenn er Pfarrer im Albtale gewesen, sicher als Modell zu philosophischen und kulturhistorischen Skizzen gedient hätten. Wenn ich nur an den alten Bürgermeister Artmann denke, an welchen ein Denkstein beim Etlinger Jägerhaus erinnert, so habe ich einen solchen derben, echten Albtalbauern vor Augen. Als wir an einem Winterabend beim Bierlor die Nachricht erhielten, daß unten in der Schöllbronner Steige liege der alte Artmann tot neben seinem Fuhrwerke, meinte der alte Speharter Dorfschulze, unser lieber Schottmüller, auch so ein Albtaloriginal, daß es wieder einer von der alten Garde zum himmlischen Herrn eingerückt.

Derker, aufrichtiger, aber auch recht hartschädlicher Natur waren die Burbacher von jeher, und wenn ich sie und ihre Verfahren und Ur-

ahnen aus den alten Urkunden und Akten nicht schon kennen gelernt hätte, so hätte ich sie in den 1890er Jahren persönlich kennen lernen können. Von Karlsruhe aus bemühte man sich, eine Bahnverbindung mit Herrenalb zu erhalten, und ich hatte in mandem Artikel im Mittelbad. Kurier versucht, die Gemeinden des Tales für das Projekt und seine finanzielle Unterstützung zu gewinnen. Einzigen schönen Tages kam der Karlsruher Oberbürgermeister Schneckler ins Schöllbronner Lehrersheim — nicht in den heutigen Schulpalast, sondern in das alte Bauernhaus, das damals noch als Heim des Lehrers diente, wie hundert Jahre lang zuvor im Nachbarhaus der Großvater, der Ur- und Urgroßvater meiner Frau die Schöllbronner Jugend Sitte gelehrt und Erkenntnis. Also genannter Oberbürgermeister suchte mich da auf und lud mich ein zu einer Spazierfahrt in Funks Mühle in Marzall, wo eine große Versammlung der Bahninteressenten stattfinden sollte und auch stattfand. Fast einmütig gab man den Ausführungen Schnecklers Beifall; nur die Burbacher machten nicht mit. Selbst den wohlbekanntesten eindringlichen Worten des Karlsruher Stadtoberhauptes verschlossen sie ihre Ohren, sie bräuchten keine Bahn, ihre Väter, Großväter und Urgroßväter seien auch ohne Bahn nach Karlsruhe gekommen, überhaupt sie gäben keinen Pfennig zum Bahnbau. Nun, der Bahnbau ist doch zustande gekommen; aber an jenem Abend hat der damalige Albtalpoet für sein Leibblatt sich zu einem Gedichte hinreihen lassen, das ich trotz der Papierknappheit dem Leser nicht vorenthalten möchte. Es ist betitelt „Des Alten Traum“ und lautet:

1. „Warum denn heut' so aufgeräumt,
Kein lieber Herr, zum Lachen?“
Das kommt daher, mir hat geträumt
Von närr'ichen, dummen Sachen.“
2. Erzählen, Herr, erzählen,
So ruht es an dem Tische.
Lieb' dich nicht lange quälen,
Der Alte in der Nische.
3. „Mir träumt, ich fuhr auf neuer Bahn
Von Herrenalb zu Tale;
In kurzer Zeit der Zug hielt an
Bei Funksens großem Saale.“
4. Von Burbach sah dort Bauer Klein,
Wollt' in die Stadt mitfahren,
Wollt' steigen ins Kupee herein,
Wo wir beisammen waren.
5. Kam da der Schaffner zornentbrannt
Und packt den Klein am Kragen:
Für Burbach ist nicht angepannt,
Kein Platz für Euch im Wagen.
6. Ihr geht zur Bahn auch nicht 'nen Deut,
Kein Gländ, nicht mal 'nen Speichen,
Drum müßt Ihr halt, ihr lieben Leut',
Zu Fuß die Stadt erreichen.
7. Der Zug fuhr fort das Tal hinab
Und ließ das Männlein sitzen;
Doch das seht sich geschwind in Trab
Mit Fluchen und mit Schwitzen.
8. Lief hinterm Zug dann hinterdrein
Noch eine kleine Weile;
Doch holt er nicht denselben ein
Trotz großer Hast und Eile.
9. Wir aber fuhren wohlgenut
Und freuten uns am Leben;
Wer halt nicht weiter denken tut,
Der fällt gar oft daneben.
10. „So war mein Traum“, der Alte spricht;
Drauf riefen die am Tische;
Er weiß halt immer so 'ne G'sicht,
Der Alte in der Nische.

Der geneigte Leser wolle verzeihen, daß ich alte Erinnerungen auffrischte; sie sollten den Burbacher Bauern von heutzutage charakterisieren.

Das Dorf Burbach zählte seit den ältesten Zeiten zum Besitztum des Klosters Frauenalb; seine Einwohner waren Leibeigene des Klosters, und was das bedeutete, weiß jedermann aus der Geschichte. Ein Volkschlag wie der Burbacher läßt sich aber die Leibeigenschaft, die Fronen und mancherlei Lasten, wie sie eben die Leibeigenschaft mit sich brachte, nicht so ohne weiteres gefallen und mußt hin und wieder gegen die Herrschaft auf, manchmal auch in Dingen bis zum Wohle der Untertanen angeordnet waren.

Dieses „Aufmucken“ der Burbacher zeigte sich insbesondere in den Streitigkeiten, welche schon in alter Zeit wegen der Benutzung von Wald und Weide entstanden. Nach dem Burbacher Rinsbuch von 1533 waren „alte Wälder, auf Burbacher Markung gelegen, denen von Frauenalb eigen ohne Eintrag des Dorfes“ Bezüglich der Viehweide bejagt das Rinsbuch: „Wyn Frau von Albe und die zue Burppach haben die Viehweid dajelbst miteinander zue genießen“. Trotzdem mußte „von alters her“ für ein Schwein, das vor Sankt Jörgen Tag gefallen ist, also ein halbjähriges und darunter, 18 Pfennig, und für ein jüngerer 9 Pfennig Weidgeld bezahlt werden. Diese Uebung bestand noch 1603. Welche große Ausdehnung die Schweinezucht im Klostergebiete um diese Zeit hatte, zeigt ein Bericht des frauenalbischen Ammanns Noll vom Jahre 1698, wonach in diesem Jahre die Klosteruntertanen in Burbach 400, die in Pfaffenrot 360 und die in Schielberg 260 Schweine in die frauenalbischen Wäldungen zur Weide trieben. Es wurde in der Folge für jeden Klosteruntertan eine bestimmte Anzahl von Schweinen, welche auf die Weide getrieben werden durften, festgesetzt. Diese Zahl wurde von Zeit zu Zeit herabgemindert, und 1712 ordnete das Kloster an, daß jeder Bürger nur zwei Schweine anstriebe; dagegen beschwerten sich Schultzeiß und Gewirt von Burbach bei der markgräflichen Regierung. Die Petition erwiderte jedoch unterm 27. August 1712, „sie sei Herrin der Wälder und als solche nicht willens, mit ihren in ihrer halsstarrigen Wider-

schließlich animierten Untertanen sich aufs geringste in einen Rechtsstreit einzulassen.

Damit war die „Widersehlichkeit“ der Bursbacher nicht aus dem Wege geschafft; es entspann sich ein kleiner Krieg zwischen den Klosteruntertanen und den Klosterbeamten. Nach einigen Jahren des Friedens — gewöhnlich waren es die Jahre, in welchen es außergewöhnlich viel Schweinefutter (Eicheln) gab — folgten wieder Jahre der Häreis und Fehde, und mehr als einmal dalgter und raufte sich Klosterknechte und Schweinehirten da hüten im Abtal, während Lebtiffin und Klosteramtman mit Schultheiß und Gericht zu Bursbach im papierenen Kampfe lagen. Die Akten des Generallandesarchivs wissen manches davon zu sagen, und einem Forscher deutscher Kraftschimpfwörter würde sich Gelegenheit zum Studium bieten.

Den Höhepunkt erreichte der Streit im Jahre 1772. In diesem Jahre trieb der Bursbacher Schweinehirt mehr Schweine, als erlaubt waren, in die Frauenalber Waldungen. Als trotz mehrfacher Mahnungen und Warnungen vom Kloster aus der Häre die Zahl der seine, Obhut vertrauten Vorstentiere nicht verringerte, und er gerade mit seiner Herde im Thannwald beim Reblinschwander Hof war, kam der frauenalberische Verwalter Castrow mit einem Jäger und drei bewaffneten Klosterknechten. Er ließ dem Hierten an Ort und Stelle mit der Peitsche 60 Streiche geben, dergestalt, „daß gedachter Häre nach dem vom Oberamt Oberstein genommenen Augenchein ganz blau und blutrünstig geschlagen gewesen sei.“ Dazu bemerkte der Verwalter, daß dies nur eine Warnung gemeint sei, und daß im Wiederholungsfall sämtliche Schweine sogleich totgeschossen werden.

Diese ihrem Schweinehirten angetane Schmach ließen sich die Bursbacher begreiflicherweise nicht gefallen; sie rebellierten gegen das Kloster und verweigerten dessen Beamten den Gehorsam. Die Lebtiffin, Freyfrau von Stobing, wandte sich an die markgräfliche Regierung und schrieb unter anderm: „Es ist mir und zwar durch rebellische Bürger meiner Gemeinde Bursbach die sichere Anzeige geschehen, daß anfangs alles gegen und wider einander ginge, daß kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr observiert, sondern alles nach Günst und Wohlgefallen traktiert würde, und ein Jeder den Meister spielen wollte, wodurch Gott und der Nebenmenschen beleidigt, die Gemeinden verderbt und zuletzt Mord und Totschlag notwendig folgen müsse.“

Die Regierung ließ hierauf eine Reihe von Bürgern protokolllärlich vernehmen; es wurde zu weit führen, auf diese recht umfangreichen Protokolle näher einzugehen, wir wollen nur einzelne Punkte, weil sie kulturhistorisch bemerkenswert sind, herausheben. So antwortete der damalige Bürgermeister, der 25 Jahre alte Dirchwirt Georg Kung, auf die Frage, warum er denn von seiner Herrschaft abgewichen und seine Schuldsigkeit nicht getan habe, wie folgt: „Weil man den Gemeinden vonseiten Frauenalb mit vielen Fronen beschwerlich gewesen sei und mit großen Strafen gedroht hätte, wenn sie ihrer Schuldsigkeit nicht nachkommen wären. Die Gemeinde Bursbach hätte sich auf ihr altes Dorfbuch und ihre verliehenen Rechte, welche von der Herrschaft begehrt und gelagert: Was diese betragen, das wollten sie tun; aber man hätte sie ihnen nicht herausgegeben, worauf dann der Aufruhr entstanden sei.“

Das Dorfbuch oder das Dorfbuch war den Bürgern ein Heiligtum, und weh dem, der es wagte, daran zu rütteln; wir finden heute noch in manchen Gemeindearchiven oder im Landesarchive die alten Dorfbücher, ein Beweis dafür, wie sorgsam sie vor Zerstörung oder Vernichtung bewahrt wurden. Allerdings entstand durch sie beim Volk der naive Glaube, alle die darin enthaltenen Rechte und Vorrechte seien für ewige Zeiten gesichert, und es hätte niemand etwas nach dem Nachbarn oder dem Großen und Ganzen, dem Staate, zu fragen.

Aus den Verhandlungen geht hervor, daß nicht nur die Schweineweide, also die Schweineweide, Ursache zur Zwistigkeit gegeben hatte, sondern auch das Buchlesen. Außer den großen Eichwaldungen gab es im Abtal recht ansehnliche Buchenwälder, deren Nutzung dem Kloster und der Gemeinde gemeinsam waren. Die Bucheln waren wegen ihres Oelgehaltes damals wie heute ein begehrter Artikel, und manne hielten dieselben sachte im Wald, was zu einer Art Raubwirtschaft führte. Die Bursbacher sollten nun eines Tages abstimmen, ob das Lesen der Bucheln fernhin zu gestatten sei oder nicht. Wie stimmten sie nun ab? In der großen Ratsstube stand ein mächtiger Eichenstuhl, auf welchem mit Kreide zwei große Kreise gemacht wurden. Der eine war für, der andere gegen das Buchlesen bestimmt. Wer also für das Buchlesen stimmte, tupfte mit dem Finger in den ersten, die Gegner in den zweiten Ring. Die letzteren hatten die meisten Finger im Ring, weshalb der Schultheiß das Buchlesen verbot. Am dieses Vorbot stimmten sich die anderen nicht, sondern lasen Bucheln wie zuvor, was zu großen Zwistigkeiten unter den Bürgern führte. Die zur Entscheidung angerufene Herrschaft konnte in dieser Buchelschicht so wenig ansprechen, wie der Klosteramtman.

Wie verhalten die Verhältnisse waren, geht aus einer Stelle eines Protokolls hervor; es heißt da: Der gemeine Mann sei überdaran, er wüßte bei solchen Umständen nicht mehr zu leben, bald diese, bald jene Herrschaft drohe mit Strafen, die Untertanen bekommen unter sich Streit und Handel, es würde alles aufgeschoben und nichts ausgeführt. Wenn es nicht bald anders würde, sei nicht mehr ärztlich zu leben, und es könnte noch gar zum Schlag und Raufen kommen.

Wie früher einmal in Pfaffenrot, wo der Schultheiß in den Turm gesperrt wurde, weil er „armata manu“ (mit bewaffneter Hand) Herwegführen ließ, kam es auch in Bursbach zu militärischer Exekution durch Karlsruher Grenadiere. Das wirkte wie ein kalte Dusche auf die erbitterten Bursbacher Gemüter, und sie versprachen, gerne wieder der frauenalberischen Herrschaft gehorsam sein zu wollen. Schon nach einigen Jahren kamen wieder Fälle von Ungehorsam vor, so als 1777 der Schultheiß Johann Artmann eine Straußwirtschaft eröffnete, ohne die frauenalberische Herrschaft um Erlaubnis zu bitten. Auch er mußte zu Arzenei kriechen und eine empfindliche Strafe bezahlen.

Eine allgemeine Erhebung gegen die Klosterherrschaft fand im ganzen Klostergebiete im Jahre 1789 statt, hervorgerufen durch die Bewegung in Frankreich, welche die Vorläuferin der großen französischen Revolution war. Wer sich dafür interessiert, lese im Band 48 der Geschichte des Oberrheins, die Abhandlung von Ober, die revolutionäre Bewegung 1789, nach.

Unter der badiischen Herrschaft, welcher die Bursbacher 1803 mit dem Klostergebiete zuwiefen, zeichneten sie sich vor allen anderen Ab-

talgemeinden bis in die neueste Zeit als fleißige und tatkräftige Bauern aus, denen insbesondere die Hebung der Mindviehzucht am Herzen lag, und auf welche sie ganz besonders stolz waren und heute noch sind. Wenn der Göttinger Oberrheinnachbar Kamey in den 1890er Jahren landwirtschaftliche Besprechungen in seinem Bezirke abhielt, unterließ er nie, den Bursbachern für ihre Bestrebungen auf dem Gebiete der Viehzucht ein besonderes Lob zu spenden.

Das Häuschen.

Skizze von E. W. Trojan.

Jürgen Braun gehörte zu den nicht eben wenigen Mitbürgern, die mit der Republik auf keinen Fall zufrieden waren. Nach drei Jahren war er aus dem Felde heimgekommen, hatte sich drei und einen halben Monat nach einer Stellung umgesehen und hatte nichts finden können. Wenn das so weiter ging . . .

Uebrigens, es war um auf die Akazien zu klettern. Kein vernünftiges Bier, keinen billigen Cognac. Und wegen einer billigen Zigarre vor dem Laden Kette zu stehen . . . nee, lieber nicht! Also kurz und gut es gefiel Jürgen Braun so wenig wie nur möglich in dem neuen Freistaat.

Aber eines hatte er: Zeit. Richtig viel Zeit. Unglaublich viel Zeit. Und die benutzte er, um seine Beine in den Straßen der Stadt spazieren zu führen.

Eines Tages geriet er dorthin, wo man die Hinterhäuser zwar Gartenhäuser nennt, wo aber den Gärten sehr wenig zu sehen ist. Und stand plötzlich vor einem winzigen Häuschen, das eingeklemmt war zwischen den hohen Wänden zweier „hoherrschastlicher“ Häuser.

In diesem Häuschen war überhaupt alles „oben“: ein Säubchen, ein Gärtchen, ein Türchen, vier Fensterchen, ein Schornsteinchen, vor den Fenstern mehrere Blumenstöpschen, und hinter dem Blumenstöpschen das „allerhöchste“ „oben“, ein Mädchen.

Jürgen staunte. Wie war das möglich? Mitten zwischen den hohen Häusern? So ein niedliches Haus! Ganz verwirrt sah er die übrigen Häuser an. Die waren alle so unmäßig gleichgültig und eiförmig und klar. Und Jürgen Braun fühlte so etwas wie das gegen die hohen Häuser aufkommen. Aber dann sah er wieder das Häuschen an, das so niedlich und so niedrig war, daß man die Hand zucken fühlte, um lieblosend darüber hinzufahren.

Solch Häuschen, ja natürlich, das hatte sein Oheim ja auch gehabt. Und in den Ferien war Jürgen mit der Mutter und dem Bruder zu dem Heim aufs Land gefahren und dann gehörte das ganze Häuschen den beiden Jungen. Herrgott, wie herrlich war das doch damals.

Einmal, er wußte es noch ganz genau, hatte er sich mit dem Bruder aus den weiten Aehrenjengeln der Zwiebeln, die sie ineinander gesteckt hatten, eine richtige Wasserleitung gebaut. Vorläufig war sie am Haus emporgesetzt worden zu dem kleinen „Echsenauge“ genannten Fenster. Dort war eine Gießkanne angehängt worden und dann gab es unten im Hof einen herrlichen Springbrunnen.

Doch das herrlichste war für die beiden Jungen die riesige Schüssel mit dicker Milch, die abends auf den Tisch kam, mit dicker gelber Sahne darauf, die wie ein Belz war. Dann wurde Brot darübergebroselt. Zuerst dazu und die ganze Familie hieß ein. Morgens ging man in den Kuhstall und schlauchte sich an der lauwarmen Milch satt. Und man gedieh dabei und wurde satt und rund und gesund.

Jürgen Braun fuhr zusammen. Wo war er? Aufwachte Milch! Wenn man die jetzt hätte! Ein Stück Brot dazu, auch Mal ein paar Eier, ein Stück Speck. Wieder Mal so recht ordentlich satt essen. Dann fuhr die Kraft ganz von selbst wieder in die Brust.

Arbeiten? Selbstverständlich! Aber ohne Kraft geht das nicht. Und in der Großstadt bekommt man keine Kraft, denn da gibts nichts recht's zu essen.

Soll man denn nun wirklich hier herumhungern? Auf dem Land aber brauchen sie einen, Herrgott, auf dem Land gibts noch Tausende solcher Häuschen. Und fast überall gibts auch Mädchen, die mit brennenden Wangen an irgend einem forchten jungen Kerl denken, den sie noch nicht kennen und der nicht kommen will. Wenn er mal rausginge zu irgendeinem Bauern? Wenn er's mal verlor? Vielleicht, vielleicht — Jürgen Braun wird ganz warm und er rückt seine Mähe in den Nacken — findet man da draußen auch so ein nettes gesundes Mädchen . . .

Ein Mädchen? Natürlich, die findet man schon. Aber was dann weiter? Wenn sie einem gefällt, heiraten natürlich. Aber wozu? Kein Geld. Und ewig beim Bauern Knecht bleiben? Nee, nicht in die la main. Da aber, was denn nun?

Und plötzlich denkt Jürgen Braun an die Republik. Die sagt doch: sie will Kerle haben, die sich beide in die beiden neuen Verhältnisse fügen. Und sie will ihnen auch helfen, hat sie gesagt. Anfeiern will sie die Kerlchen. Und wenn er mal alles wieder billiger ist, will sie jedem auch sein Häuschen bauen.

Selbstverständlich so geht es. So muß es gehen. Nur nicht verzagen! Nur mal erst anfangen! Nur mal erst aus diesem Hungerloch heraus.

Und Jürgen Braun kommt ins Laufen und tappt mit eiligen Schritten durch die Straßen der Stadt. Er sieht nicht rechts und links. Und er denkt fortwährend und so angestrengt wie nie in seinem Leben: Arbeitsnachweis . . . Landarbeit . . . Bahnhof . . . Bauer . . . Mädchen . . . Häuschen . . . Wurst und Säuften . . . Sonntagstag . . . Mädchen . . .

Und er rennt immer weiter und weiß nur das eine, daß er in sein Glück rennen muß. Und er ist auch wirklich ganz glücklich. Weil er den Willen zur Arbeit wiedergefunden hat.